

Gesichter, neu entdeckt

las
Tod
sie
noch
e Jean
rt ist.
e häu-
hr in-
geniger
einen
ver-
damit
ng an
in -
45 in
nz un-
von
a Ca-
oder
:
s Teil
dukti-
rfolge
n war
nen
, und
a Rol-
ich

Engländerin bin, konnte ich problemlos in den USA arbeiten, weil ich Französisch spreche, auch in Frankreich - ich hatte also viele Möglichkeiten, und trotzdem hat es Zeiten gegeben, in denen ich alles abgelehnt habe, um einfach andere Dinge zu tun. Was mir wichtig ist, ist, dass sich die Leute meine Filme ansehen. Wenn sich ein Regisseur für mich interessiert und mir ein interessantes Projekt vorschlägt, dann mache ich es."

Die Erzählung von *Sous le sable* geht auf eine Kindheits-erinnerung des Regisseurs zurück, der während eines Familienurlaubs miterlebte, wie der Mann einer Urlauberin spurlos verschwand. Als es später darum ging, das Projekt zu realisieren, waren die Produzenten zunächst von der Idee wenig begeistert, damit auch eine Generation in den Mittelpunkt zu stellen, die im Kino wenig repräsentiert ist.

Neben Rampling hat Ozon mit Alexandra Stewart oder Bruno Cremer noch andere Darsteller vor die Kamera geholt, die mit dem (französischen) Kino der 60er- und 70er-Jahre verbunden sind. „Es ist auch für Schauspieler schwer zu altern. Man verlangt immer nach neuen Gesichtern - aber zugleich sind das vertraute Gesichter fürs Publikum, das mit den Schauspielern gealtert ist. Sie sind sehr offen, bereit, viel auszuprobieren, das sieht man auch an Charlotte, die gewissermaßen aufgrund eines Drehbuchfragments zugesagt hat.“

Drehbuch, schrittweise

„Unser erstes Treffen“, erzählt Rampling, „fand statt, als es nur die Grundidee gab, dann haben wir den ersten Teil gedreht bis zu dem Punkt, wo der Ehemann verschwindet - erst danach hat er den Rest des Drehbuchs geschrieben. Und er hat es auch gewissermaßen für mich und um mich herum geschrieben, was immer spannend ist.“

Das Gefühl von Intimität, das der Film erzeugt, ist für Rampling ein Resultat der engen Zusammenarbeit zwischen Regisseur und Hauptdarstellerin: „Wir haben uns im Zuge der Vorbereitungen oft getroffen, viel über die Figur und ihre Situation geredet. Wir sind für sie Kleider einkaufen gegangen und so wei-



Charlotte Rampling, beeindruckende Hauptdarstellerin von François Ozons „Sous le sable“.

Foto: Corn

ter, und als wir dann tatsächlich zu drehen begannen, war die innere Arbeit eigentlich bereits getan. Es war eine sehr spezielle Kombination. Für gewöhnlich gibt es ja die Formalitäten der Struktur, in die man automatisch eintritt, wenn man an einem Film arbeitet. Wenn man sich für eine Rolle entschieden hat, dann sieht man sich häufig erst am Set wieder.“

Im Fall von *Sous le sable* war es ihr dagegen möglich, eigene Ideen einzubringen - wenn auch mitunter auf indirekte Weise: „Wenn man mit jemandem zusammenarbeitet, dann verlangt das eine gewisse Flexibilität - ich wusste zum Beispiel von Anfang an, dass ich etwa die Idee, dass Marie einen jüngeren Liebhaber haben könnte, nicht gut fand. Das hätte genau dem Klischee entsprochen. Aber ich habe erst einmal zugewartet.“

Vielleicht ist das ein Resultat der Erziehung, die man genossen hat, wo es nicht erlaubt war, direkt zu widersprechen,

man aber gelernt hat, dass man Leuten auch auf andere Weise zu verstehen geben kann, dass es vielleicht noch andere interessante Möglichkeiten gäbe, dass es sich lohnen könnte, noch etwas anderes auszuprobieren, woanders nachzusehen. François und ich sind ja sehr verschieden, haben einen ganz unterschiedlichen Hintergrund, und wir mussten erst eine gemeinsame Sprache finden.“

Mit dem Resultat ist sie mehr als zufrieden: *Sous le sable* ist für Rampling, die demnächst für ein ganz anderes Projekt, einen futuristischen, groß budgetierten Film nach einem Comic von Enki Bilal, vor der Kamera stehen wird, inzwischen jedenfalls ein „Referenzfilm“ in Bezug auf ihre Arbeit: „Bis jetzt war es *Der Nachtportier* von Liliana Cavani, der in den Köpfen der Leute hängen geblieben ist. Für meine zweite Lebenshälfte wird es *Sous le sable* sein.“ *OmU* in Wien, Linz, Salzburg, Innsbruck

Kammeroper: Klappern der Kastagnetten

Stefan Ender

Wien - An dem Abend, als Wien Wladiwostok war, schickte sich die Kammeroper an, spanische Operette zu spielen. Zarzuela lautet die ortsübliche Bezeichnung, 1874 (wir kramen in den Geschichtsbüchern) gab's die erste richtige, anerkannte, gefeierte *El barberillo de Lavapiés* von Francisco Barbieri. Und gerade zur rechten Zeit! Der spanische Nationalstolz lag darnieder, Cervantes, Caldéron, Velásquez und Co: alles schon lange vorbei. Da kam Barbieri, remodelte die fast vergessene Bühnengattung, geschickt heimische Sujets mit ebensolchen Melodien kombinierend.

Auch heute noch schmeichelt Barbieris Tonkunst dem Ohr: leichte, beschwingte Einfälle, ab und zu nettes Kastagnettengeklappere. Ernst Ludwig Reiters Einrichtung für Kammerensemble bewahrte Barbieris Charme, à la longue sehnte man sich aber doch nach etwas mehr Power und etwas weniger Pauschal-erregung aus dem Orchestergraben (Leitung: José Fabra).

Barbieris Blockbuster entzieht den *Figaro*-Stoff dem Beaumarchaischen Adelspalais und verlegt ihn ins Großstadtgetümmel Madrids. Regisseur Lutz E. Seelig trug diesem Fakt Rechnung und ließ Volk wie Protagonisten in einer Tour herumquirlen, Ferdinando Chefalo unterstützte ihn hierbei mit seinen Choreographien. Segensreich, dass sich so viel tat, denn das angejahrte Einheitsbühnenbild Hans Winklers war öde.

Die Sänger: Salvador Fernández (Don Pedro) schien mit seinem Zeitlupenstechschritt einem klassischen C-Schocker Ed Woods entsprungen, er und seine Kollegen sangen solide bis spröde. Alfredo Garcia gelang ein sehenswertes „Barbierchen“, qirlig, ölig, voller Geschmeidigkeit und Kraft in Spiel und Gesang.

Gerne würde man schreiben, dass einem, während draußen die Winde wüteten, die spanischen Klänge das Herz wärmten. Dem war nicht wirklich so. Immerhin: Endlich wieder einmal eine einigermaßen passable Produktion der Kammeroper.